

tur zu diesen (Bücher und Einzelaufsätze). Personen- und detailliertes Sachregister vervollständigen den Band (wie die bisher edierten Arbeitsbücher).

Sein Vorwort beschließt der Haupthrg. mit einem Hinweis auf die Anregungen aus zwei Kolloquien von 1980 und 1981, die im Stil der drei Veranstaltungen zur Normendiskussion durchgeführt wurden und in gleicher Weise wie diese in der UTB-Reihe dokumentiert worden sind. Der Aufbau ist in beiden Bänden gleich: Nach dem Vorwort des Hrsg.s Arbeitspapiere von Philosophen, Literatur- und Kunstwissenschaftlern unterschiedlicher Positionen, Perspektiven und Methoden. In einem 2. Teil dann autorisierte Protokolle von Diskussionen anhand jeweils eines Einführungstextes. Nach Kurzbiobibliographien der Teilnehmer wieder Sach- und Personenregister. Für Bd. 1 ist bewußt ein recht offenes Thema gestellt worden; auch das etwas strengere von Bd. 2 läßt Raum genug (ein 3. Band wird dem Kunstwerk gelten). Es ist weder möglich noch nötig, die Vielfalt der angesprochenen Themen und die divergierenden Stellungnahmen dazu zu referieren. Die Hauptspannung der Diskurse zeigt der Haupttitel an: geführt wird ein *innerphilosophischer* Diskurs über Kunst und (Kunst-) Philosophie, und per saldo wohl mehr über letztere. Matthias Schreiber (Philosoph, Kunsttheoretiker und Lyriker) hat jüngst zu einer Sammlung von Kunsttheorien geschrieben, sie näherten sich „stets dem Höhepunkt im Augenblick ihres Scheiterns – was immerhin die Hermeneutik gesehen, aber nicht zu Ende gedacht hat“. Für den Künstler selbst – auch für den kreativen Betrachter – seien diese Begriffsspiele folgenlos. Nun haben wir eingangs gesehen, was der Hrsg. dem zu entgegen weiß. Doch das Problem taucht auch hier auf: z. B. in den wiederholten Einlassungen Schupps in Bd. 1, die freilich nicht aufgenommen werden, von Lübke unter Produktionsästhetik rubriziert, sowie (in beiden Bänden) eigens thematisiert, in Arbeitspapier und Diskussion, von *Zimmerli* mit seiner Unterscheidung von „substantialistischer“ und „periphilosophischer“ Ästhetik. – Vielleicht nicht ohne Zusammenhang damit steht das Fehlen der religiös-theologischen Dimension, die höchstens als vergangen angesprochen wird (wie die „idealistische“ Ästhetik), und zwar nicht bloß in der wiederholten *reductio ad (prae)faschismus* der marxistischen Teilnehmer, als ob sie in der Avantgarde gänzlich fehlte. – Avantgarde, Fortschrittlichkeit geben das Stichwort zu einer weiteren Frage: an ein historisches Bewußtsein, demzufolge dies oder jenes „heute nicht mehr“ möglich sei. Ist das nicht eine Denkfigur typisch neuerzeitlicher Wissenschaftlichkeit, die vielleicht sogar an ihrem klassischen Platz nicht mehr einfachhin gilt? Jedenfalls gilt sie nicht im philosophischen Diskurs, in dem – worauf Spaemann besteht – „abgetane“ Fragen jederzeit wieder zur Diskussion gestellt werden dürfen, und so auch in der Kunst. (Beispiele aus der letzten Zeit erübrigen sich, vom „Ende des Erzählens“ bis zum „Tod des Subjekts“.) – Vor dem Hintergrund Kants und Hegels (und vorher natürlich Platons) sind die Hauptnamen Nietzsche, Benjamin, Adorno, in Bd. 2 dazu noch Derrida. Im hierdurch abgesteckten Rahmen wird geistvoll diskutiert, wobei sich weithin Zimmerlis Diagnose zu bestätigen scheint, „daß wir ästhetischen Theorien gegenüber nicht primär ein theoretisches, sondern ebenfalls beinahe ein *ästhetisches* Verhältnis haben (2, 154). Ist darum der Blick auf die Werke selbst nicht so zentral (*Boehm* wendet sich ihnen in Bd. 1, *Warning* in Bd. 2 zu)? Was aber sagt das für die Philosophie? (Zimmerli: „An eben dieser Stelle greift Nietzsches Bestimmungsversuch ein.“) Ideologisierung ist das eine, wovon sie als Selbsterzörung sich zu hüten hat; wie aber, wenn sie aus Angst davor sich in Folgenlosigkeit verlore? (Sind nicht jetzt schon ihre großen „substanziellen“ Themen besser in der Literatur aufgehoben? Wenn aber die Literatur die bessere Philosophie wäre, wäre sie dann nicht zugleich auch die bessere Literatur?) Sehen wir, was Bd. 3 bringt.

J. Splett

4. Psychologie usw.

Hernegger, Rudolf, *Psychologische Anthropologie*. Von der Vorprogrammierung zur Selbststeuerung. Weinheim/Basel: Beltz 1982. 436 S.

H. versucht in diesem Buch, ein umfassendes Modell vom Menschen vorzulegen, das möglichst alle bekannten Daten und Ergebnisse der verschiedensten Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen (z. B. der Ethnologie, Psychologie, Sozial-

psychologie, Soziologie, Neuropsychologie, Neurophysiologie, Neurochemie), zu erklären in der Lage ist. Angesichts der Wissensexplosion und Datenanhäufung in diesen Wissenschaften ein wahrlich mutiges Unterfangen! Man bedenke auch, daß nicht einmal auf Teilgebieten der Psychologie Theorien existieren, die alle auf diesen Teilgebieten vorliegenden Daten erklären könnten. In Abgrenzung von metaphysischen Spekulationen (13, 16) sieht H. die Aufgabe seiner Anthropologie darin, von beobachtbaren Fakten auszugehen und so eine Theorie vom Menschen zu entwerfen, die empirisch überprüfbar ist. Ausgehend davon, daß der Mensch nicht bloß ein Produkt seiner biologischen Evolution, sondern als kulturelles Wesen auch sein eigener Schöpfer ist („Mensch muß jeder einzelne erst werden“, 172), versucht H., den ontogenetischen Prozeß der Menschwerdung als ganzen zu beschreiben. Dabei dient ihm der Identitätsbegriff als Rahmen, um die ganze Fülle der Teilprozesse zum ontogenetischen Prozeß der Menschwerdung zu verbinden.

Im 1. Teil (19–147) beschreibt H. die neurophysiologischen Aspekte der Ichgenese, die Ichinstanz und ihre Vorläufer als das zentrale und aktive Steuerungsorgan von Tier und Mensch. In seiner Definition des Menschen greift er auf Kategorien aus der Systemtheorie zurück: der Mensch ist das System, „das sich selbst (nämlich die immanenten biologischen und ererbten Sollwerte) transzendiert, indem es sich neue Sollwerte (Ziele) gibt“ (156). H. geht es um die Darstellung eines „soliden Ichmodells“, das auf phylogenetischen und neurophysiologischen Daten aufbaut. In seiner Befragung der Erkenntnisse der Neurophysiologie sucht er nicht nach dem Ich, sondern nach dem höchsten Zentrum, das die Teile und Systeme zu einer Einheit integriert und steuert. Dieses so gewonnene Ichmodell unterscheidet sich sark von dem der Psychoanalyse und der Ichpsychologie. Anhand einer Fülle von Ergebnissen aus der Neurophysiologie skizziert er den Werdegang der Ichinstanz von den Entwicklungsstufen des spezifischen Antriebs über die Entwicklungsstufen des unspezifischen Antriebs bis zur Transformation des unspezifischen Antriebs zur Ichinstanz. Die Unterscheidung zwischen spezifischem Antrieb (Trieb, Instinkt) und unspezifischem Antrieb habe durch die Erforschung des unspezifischen retikulären Aktivierungssystems (mit seiner einmaligen Stellung im zentralen Nervensystem) eine feste physiologische Basis erhalten. In diesem allgemeinen Aktivierungssystem sieht H. das zentrale Steuerungssystem des Organismus und den phylogenetischen Vorläufer der Ichinstanz. Im Menschen wird sich diese Ichinstanz, das Zentrum des zentralen Nervensystems und damit des ganzen Organismus, ihrer regelnden und steuernden Aktivität bewußt. Der unspezifische Antrieb wird zum Ichtrieb, d. h. zum Drang der Ichinstanz, sich selbst anderen gegenüber (Trotzalter) durchzusetzen, sich zu entfalten, aktiv zu sein. Dieser Drang ist noch blind und ziellos. Die Ichinstanz muß lernen, welche Möglichkeiten der Selbstverwirklichung sie hat, welche zielstrebigem Verhaltensprogramme sie wählt. Da weder der Urmensch noch das Kind derartige Verhaltensprogramme in sich selbst vorfinden, müssen sie auf Vorbilder in ihrer Umwelt zurückgreifen, diese nachahmen und sich mit ihnen identifizieren. Bei der Darstellung der Transformation des unspezifischen Aktivierungssystems zur Ichinstanz greift H. auf Einsichten und Beobachtungen der Verhaltensforschung und der Psychologie zurück. Hier werden die Grenzen der Neurophysiologie deutlich sichtbar. Sie könne mit ihren Mitteln die weitere Transformation dieses Systems nicht erfassen und erklären.

Der 2. Teil (149–379) ist dem soziokulturellen Prozeß der Menschwerdung gewidmet (Ichbewußtsein, Identifizierung, Sozialisation, Identität). In den bisherigen anthropologischen Darstellungen sei die soziokulturelle Komponente nicht als ebenso wesentlich zum Menschen gehörig gesehen worden wie die biologische. Nach H. gehört es zur Verfassung des Menschen, daß er aus der Verbindung der biologischen mit der soziokulturellen Komponente hervorgegangen ist. Das Gesamtsystem Mensch hat einen biokulturellen Ursprung. H. will diesen Teil nicht als psychologische Darstellung verstanden wissen, sondern als anthropologische Darstellung der (ontogenetischen) Menschwerdung. Hauptthema seiner Ausführungen ist die Identitätsbildung in ihren verschiedenen Phasen. Er unterstreicht immer wieder die fundamentale Bedeutung der Identität im anthropologischen Sinn. Unter Identität versteht er die Gesamtausrichtung und Gesamtorientierung des Menschen auf ein Ziel hin (Handlungsprogramm und Motivationshierarchie). H. nimmt wiederholt Bezug auf seine früheren kulturanthropologischen Untersuchungen über Totemismus, Mythos und Religion (Der Mensch auf der Suche nach Identität, Bonn: Habelt 1978, 479 S.).

Im ursprünglichen Totemismus identifizierte sich das Ichzentrum mit einem anderen Lebewesen. Auf diese Weise gab sich der werdende Mensch eine entlehnte Identität, er durchbrach so die Herrschaft der vorprogrammierten Triebe (immanenten Sollwerte) und befreite das Denken. Damit begann der strukturelle Konflikt zwischen Trieb und Ratio. Diese strukturelle Labilität wurde zur Chance der Menschwerdung. Indem sich der Mensch eine Identität, ein neues Handlungsprogramm entlehnte, wurde er zum Schöpfer der Kultur und seiner selbst. Dieser Vorgang der Menschwerdung ist nach H. nie abgeschlossen, „denn geboren wird der Mensch immer noch als Primatenkind, das erst die Chance hat, ein Mensch zu werden (380)“. Durch die Ausbildung der Identität kann der strukturelle Konflikt überwunden werden (der Mensch das konfliktlösende Wesen). „Die Identität verleiht dem handelnden Menschen Orientierung sowie den Antrieb und die Motivation, dieser Orientierung und Ausrichtung entsprechend zu handeln und sich zu verhalten (332)“. Der kulturelle Anteil im Menschen, der den Primaten erst zum Menschen macht, ist mit dem Organismus nicht so eng verwoben wie seine Organe. Der Mensch erhält sein Handlungsprogramm durch Identifizierungs- und Sozialisationsprozesse von seiner soziokulturellen Umwelt. Diese Prozesse sind infolge individueller und gesellschaftlicher Veränderungen reversibel. Die Identität des Menschen ist verlierbar. Der Mensch ist ein gefährdetes, risikoreiches Wesen. Seine Labilität ist in seiner menschlichen Struktur begründet. Sein Menschsein ist nicht biologisch abgesichert, es bedarf daher der Einbettung in eine soziokulturelle Umwelt. Diese ist aber viel wandelbarer und zerbrechlicher als die biologischen Systeme. Die Identität ist es, die in der Lage ist, diesem labilen System Festigkeit und Konsistenz zu verleihen. Nach H. muß jeder Mensch immer wieder aufs neue, ein ganzes Leben lang, den Übergang vom Tier zum Menschen vollziehen. Er kann sich entweder eine Identität aus seiner soziokulturellen Umwelt entlehnen oder sich selbst eine Zukunft bauen, eine Hoffnung schaffen (303). H. beschreibt, wie dieses leicht störbare und verletzbare Gebilde, die Identität, als Produkt einer komplizierten Wechselwirkung zwischen Ichinstanz und soziokultureller Umwelt entsteht. Jede Störung dieser beiden Faktoren, des Ichs oder der Gesellschaft, wirkt sich ebenfalls als Schwächung und/oder Behinderung der Identitätsbildung aus. Mit der Identität verliert der Mensch sein Menschsein.

Heute sehe sich der Mensch mit einer kollektiven Orientierungslosigkeit konfrontiert. Das sinnvolle Ganze sei zusammengebrochen, als der Mensch erkannte, daß er selbst als Sinnschöpfer Ordnung in dieses Chaos gebracht hatte. Nun erlebe er das Universum wieder in seiner ganzen Bedrohung, Unheimlichkeit und Unerklärtheit. Nach dem Tod der Götter und der Religion sei ein Vakuum der Leere, des Nichts und der Orientierungslosigkeit verblieben. Es gebe zwei Möglichkeiten, entweder die Menschwerdung des Menschen fortzusetzen, eine neue Stufe des Menschseins anzustreben, oder in einem kollektiven Selbstmord unterzugehen. Für welche der beiden Alternativen der Mensch sich entscheide, hänge davon ab, ob er „nach dem Zusammenbruch von Mythos und Religion eine neue Identität, eine neue Orientierung, einen neuen Lebenssinn und dadurch einen neuen Lebenswillen findet 385)“. Da die Anthropologie keine normative Wissenschaft sei, bestehe ihre Aufgabe darin, zu begründen, warum der Mensch ohne Identität, ohne Orientierung und Lebensziel nicht zu überleben vermag.

Ein mutiges, ein interessantes Buch, wenn auch der Verdacht nicht ausgeräumt werden kann, inwieweit H. aus der Fülle der vorhandenen Daten der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen, geschickt jene auswählt, die sein Bild vom Menschen unterstützen.

H. Goller S. J.

Schneewind, Klaus A., *Persönlichkeitstheorien I. Alltagspsychologie und mechanistische Ansätze* (Erträge der Forschung 168). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1982. 328 S.

Der Verf. hat mit diesem Buch sicher eine „brauchbare Einführung“ in die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Persönlichkeitstheorien gegeben. Mit den historischen Wurzeln der Persönlichkeitspsychologie beschäftigt sich der 4. Teil des Buches (90–112). Dabei geht der Verf. auf die philosophische, empirische, medizinisch-biologische Tradition ein. Aus den hier vorliegenden Konzeptionen, die in sich sehr unterschiedlich und auch gegensätzlich sind, ergeben sich differenzierte Auffas-